

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

23. Jahrgang

Kienz, 29. September 1955

Nummer 9

Die Geologie der südöstlichen Benedigergruppe

Die bisherigen Ergebnisse alter und neuer Untersuchungen — Dr. Anton Egger, Hellsberg

So wie die variszische Gebirgsbildung rhytmisch und ohne langes Zeitintervall in den alpinen Gebirgszyklus überging, so verschmolz gleichermäßen das Ende der Geosynklinalzeit mit den Embryonalstadien der orogenen Phase, die auf die geosynklinale folgt.

Die Orogenphase, die im Tertiär ihren Gipfelpunkt erreichte und wieder in mehrere Phasen gegliedert werden kann, machte aus dem bis zur Kreide ausgebildeten Geosynklinalbecken das alpine Hochgebirge mit dessen noch heute sichtbarem Stadium der alpinen Vergleichen.

Man darf sich nicht vorstellen, daß das Geosynklinalbecken einfach aus den beträchtlichen Meerestiefen zu bistweilen schwindelerregender Höhe, einem Riß ähnlich, emporgeschoben wurde. Das hieße den Mechanismus der Gebirgsbildung verkennen.

Wie die geosynklinale Phase als vorbereitendes Ereignis der kommenden Gebirgsbildung gekennzeichnet ist durch die charakteristischen Sedimentablagerungen in den verschiedenen Meerestiefen und außerdem durch den ihr spezifisch zugehörigen basischen Magmatismus, so die orogene Phase verbunden mit den typischen Erscheinungsformen eines Orogens: das immer noch breite Geosynklinalbecken wird ausgequetscht. Hunderte und mehr Kilometer breite Ablagerungsräume werden auf etliche Zehner an Kilometern komprimiert. Das hat Abwanderung von großen Masseteilen in die Tiefen unterhalb der obersten Erdkruste und Aufstürmen von Gebirgen nach oben hin, bis in den Glazialbereich, zur Folge. Gleichzeitig verringert sich auf diese Weise der Erdumfang, was eine Verdichtung der Erdmaterie nach sich zieht, wenn nicht Materie als solche

oder in Form von Energie einfach „verschwinden“ kann.

Das Orogenstadium beginnt damit, daß sich anfangs nur kleine Schwellen im Geosynklinalbecken bilden, welche die Geosynklinalen in Teilbecken trennen, die in ihren Ablagerungen oft recht verschiedenen sind. Die Trennung schreitet immer weiter fort und die Embryonalschwellen steigen unter dem beidseitigen Druck (Schraubstock) in die Höhe, kippen auch in liegende Falten über und es bilden sich die ersten Ansätze von „Decken“, wie sie in der Nomenklatur der modernen Geologie unentbehrlich geworden sind. Hand in Hand mit diesem beginnenden Mechanismus der Gebirgsbildung gehen Verformungen des Gesteinsuntergrundes und der überlagernden Sedimente, sowie eine unter den herrschenden P.T. (Druck und Temperatur)-Bedingungen erfolgende Umwandlung des Gesteinsmaterials an die neuen Bedingungen. Die Gesteine werden metamorph, d. h. Gneise, die tiefer liegen, also allgemein höherem Druck und höherer Temperatur ausgesetzt sind, werden mehr metamorph, die weiter oben liegen, eben weniger. Diese Regel wird durch mancherlei Ausnahmen eingeschränkt, die das Bild nur noch komplizierter machen und die ich deshalb hier übergehen möchte.

Wie für die Geosynklinalzeit ein typischer basischer Magmatismus bezeichnend ist, steht am Ende der Orogenzeit ein charakteristisch saurer Magmatismus.

Ausgehend von den Erkenntnissen schweizerischer und französischer Geologen in den Westalpen hat sich auch in den Ostalpen die Deckentheorie seit Termier (1903) immer mehr durchgesetzt. Richtungsgebend sind in erster Linie

Ahlig, Kober, Staub R., Cornelli.

Die in den Geosynklinaltrögen wachsenden Schwellen haben sich im Verlauf der Orogenese zu den gewaltigen Deckeneinheiten differenziert, wie wir sie heute kennen. Wie in den Westalpen unterscheiden wir in den Ostalpen drei große Deckenkörper: die Helvet-Decken in der Helvetzone (hauptsächlich auf Schweizer Gebiet), die penninischen Decken mit ihrer Hauptverbreitung ebenfalls in den Westalpen und die ostalpinen Decken, die, wie schon der Name verrät, vor allem die Ostalpen aufbauen. Diese Deckenkörper bilden in den Faltengebirgen charakteristische Zonen. Jeder Zone entspricht zur Geosynklinalzeit ein charakteristischer Geosynklinaltrög. Die Helvetgeosynklinalen lag ursprünglich am westesten im Norden. Gegen Süden schlossen die Penningeosynklinalen und der ostalpine Geosynklinaltrög an. Nördlich der alpin-östlichen Linie ist in den Gebirgen überall der Bewegungsmechanismus nach Norden hin vorherrschend ausgeprägt. Daher legen sich bei der Gebirgsfaltung, beim Zusammenschub, die jüdischer gelegenen Einheiten über die im Norden liegenden.

So kommt es, daß das Ostalpin (Gesamtheit der ostalpinen Geosynklinalsedimente mit Teilen des Untergrundes) über dem Pennin zu liegen kommt und das Pennin über dem Helvet.

Damit ist die Grundstruktur des alpinen Bauartes skizzenhaft errichtet. Wenden wir uns wieder den Verhältnisse zu. Seit Termier (1903) weiß man, daß die hohen Tauern ein Fenster sind, das ursprünglich vom Ostalpin überdeckt war. Über dem Dreitausendern

der Tauern lagen Lauende von Österreich bis zum Gebirge wie mit es aus den Deferegger Bergen und der Schönbirggraben kennen und es hat eine Zeit gegeben, da die Majore der nördlichen Kalkalpen auf dem hohen Tauern gelegen ist, wenn man den Erkenntnissen der Deckenlehre glauben schenken will. Seit diesem Zeitpunkt sind Millionen von Jahren vergangen, und seit dieser Zeit der Überlagerung sind nicht nur die Kalkalpen, welche primär südlich der Tauern beheimatet sind, wohl im Norden der Tauern als über sie geschobene ostalpine Deckenmasse zum Stillstand gekommen, sondern die Erosion hat in noch viel längerer Zeit das geschaffen, was wir heute „Tauern-Fenster“ nennen: ein riesiges Erosionsloch in der ostalpinen Deckenmasse, darunter man das Pennin der Tauern sehen kann.

Es bestehen kaum Zweifel, daß im gesamten Ostalpenraum nur das Engadin (Engadiner Fenster) und die hohen Tauern vom Katschberg bis zum Brenner mit dem Pennin der Westalpen verglichen werden können, während in den übrigen Ostalpen die Vergleichsmöglichkeiten kaum vorhanden sind.

Die tiefste penninische Deckeneinheit mit ihrer typischen Gesteinsverfestigung, mit der ihr eigenen Metamorphose, wird in den hohen Tauern unter dem Ostalpin sichtbar. Das Tauernfenster reicht vom Katschberg bis zum Brenner, der Mittelpunkt liegt ungefähr in der Granatspitzgruppe. Nordgrenze ist das Längstal der Salzach über Krimml und Nitzertill nach Osten hin. Die Süd-

grenze des Fensters läuft auf Osttiroler Boden an der Südhöhe des Birgentales gegen Matrei, weicht über das Kais-Matreier Tälchen nach Kals, hinüber ins fürnferne Tälchen und biegt dann in die Südost-Richtung, um sich unter den jungen Ausfüllungen des Mülltales bei Oberbellach zu verlieren.

Im Norden der Tauern liegt die ostalpine Grauwackenzone, im Süden des Tauernfensters das Ostalpin der Deferegger Berge, der Rieserfernergruppe, der Schöber- und der Sackniggrube. Nur die hohen Tauern allein sind penninische Deckeneinheit, die unter dem Ostalpin liegt, wie man an den in Frage kommenden Ortlichkeiten meist recht deutlich sehen kann.

Fährt man von Lienz durch das Zietal nach Matrei, so hat man vor der Abfahrt in der Dolomitenstadt hinter dem Bahnhof die schroffen Felsberge der Lienz-Dolomiten vor sich stehen. Sie gehören zweifellos dem Ostalpin an. Während der Fahrt bleiben rechter Hand langsam die Felspyramide der Schleinitz und die weißlichen Ausläufer der Kreuzedgruppe zurück, linker Hand Schloß Brud und die Hänge, die von der Hochjuchhütte zu Tal reichen. Die Straße führt durch eine relativ einständige Gesteinsserie von Glimmerschiefer, Gneisen, Phylliten und Amphiboliten. Vor Huben fallen die Biotitgranite mehrerer Eisabbrüche auf, deren Gesteine im weiten Umkreis als Pfaffen- und Kilometersteine Verwendung finden. Die Biotitgranite bei Huben hängen mit den östlichen Ausläufern der Rieser-

fernerintrustivmasse zusammen. Stein man in Matrei aus dem Ausbruch, kann sich man entweder nach Nitzertill oder nach — im Tauernfenster. Durch diese der Ort läuft die Grenze zwischen Ostalpin und Pennin. Ob man nun durch die Lauernmal in das Ochsloch fährt und welche auf den Venedigergraben steigt oder zu Subalpinen Hütte in die Granatspitzgruppe wandert oder hinauf in das Birgental fährt und von da aus in die Venedigergruppe zieht: alles ist penninische Tauernfenster. Steht sich man die Bratschenwände des Ochsendug, der Hintereggkogel oder der Bretterwand nach Süden einfallen und vor dieser Einfallen ganz aus der Nähe sehen will, der gehe nur in die Probestramm, unmittelbar hinter Matrei.

Richtig ist: nördlich der Grenze Hinteregg-Bragnaten-Matrei-Kals-Matreier-Tälchen liegt das Tauernfenster; es ist pennin. Südlich dieser Grenze liegt die ostalpine Deckenmasse. Dazwischen liegt die „Matreier Zone“, die zwischen dem Pennin und dem Ostalpin eine vermittelnde Rolle spielt. Schon durch die sanften Formen der Landschaft in diesem Grenzgebiet tritt die südöstliche Matreier Zone auffällig in Erscheinung. Sie ist geologisch festgelegt, wenn der Beobachter in der angegebenen Grenzregion auf kalkige und dolomitische Marmore, Kalk, Dolomite, Quarzite, Serpentin, Gneis und Glimmerschiefer stößt. Uns soll in der Folge nur das Gebiet nördlich der Matreier Zone interessieren, also das eigentliche Tauernfenster in diesem Bereich. (Fortsetzung folgt.)

Bildnisgrabsteine in Osttirol

Don Dr. f. L. Mannhart

2)

Als die Begräbnisstätte des Grafen Leonhard in der Lienzener Pfarrkirche fünf Jahre nach seinem Tode noch immer ohne Grabmal war, schrieb Kaiser Max am 16. März 1505 aus Willingen an die Statthalter und Räte in Innsbruck: „Wir werden berichtet, wie der Grabstein, so auf weiland Leonharten von Görz gehört, noch nicht darauf gelegt sei. Dieweil aber gänzlich unser Wille und Meinung ist, daß derselb Stein fürderlich auf sein Grab gelegt werde, demnach empfehlen wir auch ernstlich, daß ihr Ordnung gebet, damit solcher Grabstein also fürderlich gelegt werde, als wir uns gänzlich zu euch versehen und verlassen“. Da dieser Wunsch am 1. Dezember 1505 noch immer nicht ausgeführt war, befahl der Kaiser „Grafen Leonharts Grab mit schwarzem Schammet und einem weißen Kreuz von Damast bedecken und zu demselben Grabe vier brunnende Leuchter stellen zu lassen, bis der Grabstein gefertigt würde.“ Am 2. März 1506 schreiben dann die Inns-

brucker Räte endlich an den Münzmeister Hans von Strigl zu Lienz: „Wir haben Christofen Geiger, Bildhauer, auf weiland Graf Leonhard von Görz Grab einen Grabstein Inhalt etzer Bitterung zu machen bestellt.“

Vor seiner Abreise aus Innsbruck erhielt Christoph Geiger für sich und seinen Gesellen Vorstoß und Reisetgeld, dem Lienzener Münzmeister wurde ferner aufgetragen „daß er sein fleißig Aufsehen habe, damit bemelter Bildhauer und sein Gesell gute und fleißige Arbeit tue.“ Er sollte „alle Wochen, was der Bildhauer und sein Gesell arbeiten werden, aufschreiben“ und dem Hauskämmerer zu Innsbruck „schriftlich und lauter anzeigen“. Christoph Geiger erhielt „alle Tag, wann er arbeiten würde, auf seine Person 18 kr. und auf den Gesellen 12 kr. und dazu nichts als den Marck auf die Hofstatt zu antworten zugejagt.“ Auf einem, dem Brief an den Münzmeister beigelegten Zettel heißt es ferner: „Du sollst auch das Lagerwerk

aufzuschreiben anfahren, wenn bemelter Bildhauer zu arbeiten anfahren würde und vor nit.“

Aus all dem läßt sich entnehmen, daß man Christoph Geiger noch nicht viel Verdienen schenkte, so daß es sich bei dem Lienzener Grabmal wohl um die erste große und selbständige Arbeit eines noch jungen Künstlers handelte, der den ehrenvollen Auftrag wohl in der Hauptsache seinem berühmten und geschätzten Schwiegervater Niklas Türing zu verdanken hatte. Auch in der Folgezeit wurde seine Arbeit von Innsbruck aus unter strenger Kontrolle gehalten, wie aus einem Brief der Kaitkammer an den Bergrichter vom 14. November 1506 hervorgeht: „Die Röm. kgl. Majestät hat auf weiland Graf Leonharts von Görz Grab zu Lienz einen Stein hauen und zu legen und weiland Rudolf Harber, Sr. Mt. Hauskämmerer, auf derselben Sr. Mt. Be-



Abb. 2 Leonhard II. von Görz

fehl einen Meister von Innsbruck hincina gen Lieng geschickt und verordnet, denselben Stein zu hauen. Darauf begehren wir an euch, daß ihr euch unverzogenlich am benannten Meister erkundet, auch den Stein und Muster besichtigt, ob solcher Grabstein nach dem Muster und Befehl königlicher Majestät gemacht und auf weiche Zeit derselb Stein bereit werde.“ Über den weiteren Verlauf der Arbeit am Leonhard-Grabmal ist nichts bekannt, doch läßt der völlig einseitliche Charakter und die bis ins letzte gehende Vollendung und Ausarbeitung des Werkes darauf schließen, daß Seliger die Platte allein ausführte und der Gesselle, von dem in den Urkunden die Rede ist, nur an nebenjächlicher Stelle, vielleicht am Sockel, daran beteiligt war.

Die Fülle des gotischen Schmuckwerks und die in reiner Frontalanisik gegebene Figur des Ritters, das unruhige Gefühler der Engelsgewänder und das traditionelle Riffen unter dem Haupte können nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch in der Leonhard-Platte schon der Geist einer neuen Zeit spürbar ist. Eine rauchende Bewegung umbrandet, beim rechten oberen Engel beginnend und mit dem s-förmigen Schwung der Standarte endend, den Ritter, dessen Charakter als Standfigur durch die aufgestülpte Linke, die abwärts gerichteten Fußspitzen und die trotzige Haltung noch betont wird. Nicht als Demütiger steht dieser Ritter da, sondern im Vollbewußtsein seiner Macht und Würde. (Abb. 2) Das vom offenen Willen wie mit einem Spitzbogen überdachte Antlitz mit der kühnen Adernase und dem harten Stolz um Augen und Mund ist von zwingender Realsitt und spiegelt die volle Persönlichkeit wieder. Ein Vergleich mit dem Porträt des Grafen Leonhard am Flügelaltar von Schloß Bruck zeigt den gewaltigen

Unterschied in der Auffassung zwischen dem demütigen gotischen Stifterbildnis und dem herrlich selbstbewußten Ritter des Grabmals, dem die Engel Weihrauch und Lobgesänge darbringen wie einem Heiligen.

Trotzdem ist die Frage berechtigt, ob es sich bei dem Antlitz Leonhards wirklich um ein echtes Porträt handelt. Der Grabstein wurde erst sechs Jahre nach dem Tode Leonhards in Angriff genommen, und es ist kaum anzunehmen, daß Seliger den Görzer Grafen jemals bei Lebzeiten porträtiert hätte. Die Stifterdarstellungen Leonhards auf Treppen und Flügelaltar in der Kapelle von Schloß Bruck sind so traditionell-persönlich gehalten, daß sie als Vorlage kaum in Betracht kommen. Am ehesten wäre noch die Wachs-Boisstatue eines kriegenden Grafen von Görz heranzuziehen, die sich einst in St. Sigmund bei Bruneck befand (jetzt im Ferdinondeum) und nach der wahrscheinlichen Entstehungsjahr um 1470 den Grafen Leonhard darstellen dürfte. Aber auch sie zeigt so geringe Ähnlichkeit mit dem Antlitz des Grabsteines, daß sie als Vorbild ausscheiden muß. So bleibt also nur die Möglichkeit offen, daß sich Seliger auf ein sehr verschollenes Bildnis oder Bildwerk bezog, wenn er sich überhaupt eines Vorbildes bediente. Bei einem Vergleich der drei Lienger Grabplatten nämlich fällt auf, daß die Gesichter Leonhards, des Wolfensteiners und des Hermann von Straben, soweit von ihnen überhaupt etwas sichtbar ist, kaum wirklich individuelle Züge aufweisen, sondern vielmehr Typen darstellen, die weitgehend von der Phantasie und dem Gestaltungsstills des Künstlers erfunden wurden, um bestimmte Charaktereigenschaften, Würde und Repräsentation auszudrücken.

In der technischen Vollendung ist diese Platte ein Meisterwerk spätgotischer Bildhauerei. Jedes Riemenchen und Gelenk des Harnisches, die feine Bifellierung des Schwertes, die Flügel und Gewänder der Engel, die vielgestaltigen Wappen und die kunstvolle Inschrift, alles ist bis ins letzte Detail sorgfältig durchgearbeitet und trägt zusammen mit dem Spiel von Licht und Schatten in den tiefen Höhlungen und der nun freilich verschwundenen Vergoldung zum prächtigen Gesamtbild dieses Grabmals bei, das in mancher Beziehung mit den Bronzeplatten des Maximilian-Grabmales zu vergleichen ist.

Der gewaltige Eindruck, den dieses Werk Seligers auf seine Zeitgenossen machte, war wohl auch ausschlaggebend, daß der Freiherr Michael von Wolfenstein-Rodenegg, ein enger Freund Kaiser Maximilians, der nach Leonhards Tod von dem Kaiser die Herrschaft Görz verpfändet erhielt, bei Christoph Geiger auch das Grabmal für

sich und seine im Jahre 1509 verstorbenen Gemahlin Barbara von Tyrol in Auftrag gab, das einst ebenfalls als Hochgrab im Mittelschiff der Wiener Pfarrkirche aufgerichtet war und dessen Deckplatte nun gegenüber dem Stein Leonhards unter der Orgelempore eingemauert ist (Abb. 3). Der Sockel stellt eine noch Rojdmanns Beschreibung in Maimon gehauene, wohl in Italien herabzubringende Leppiche dar und war drei Schuh hoch. Material und Größe der Deckplatte sind dieselben wie am Leonhard Grabmal. Angeblich soll Kaiser Maximilian, als er vom 1. bis 5. Oktober 1511 in Lieng weilte, selbst den Meister an den Grabstein seines Freundes geleitet haben, was allerdings auch vom jungen Pfalzgrafen Friedrich II. behauptet wird.⁷⁾

Kein Zweifel aber kann an der Urheberschaft Christoph Geigers bestehen. Dafür spricht nicht nur die bis in Einzelheiten gehende Übereinstimmung der Rüstung sowie der Elemente des herabstürzenden und architektonischen Schmuckes,



Abb. 3 Doppelgrabplatte: Michael von Wolfenstein und Gemahlin.

es läßt sich auch in der handwerklichen Maseri, den sorgfältigen Riffelungen, dem Gefälle der Fahne und des Gewandes die Handschrift des gleichen Künstlers einwandfrei feststellen. Freilich darf nicht übersehen werden, welch einen gewaltigen Schritt zur Renaissance hin Christoph Geiger in diesem zweiten Werk getan hat. Der Widerspruch zwischen Liege- und Standfigur ist hier noch weitläufiger spürbar als beim Leon-

7) Vgl. Kunstgeschichte, 2. Aufl., S. 520.



Abb. 4 Barbara von Thun, Gemäldn
Michaels von Wolkenstein
Wulsaohmer: H. Walsöhrer

hard-Grabmal, denn die beiden Figuren sehen trotz der Rissen unter ihren Häu-
tern wie im Gespräch zueinanderge-
wandt in freier gelöster Haltung da, der
Ritter in voller Rüstung und mit geöff-
netem Visier, mit dem linken Fuß auf
dem Kopf eines frontal dargestellten
Löwen, mit dem rechten auf jenem
Wappenschild, das die Wappen Bro-
del und Wolkenstein vereinigt. Seine
Stirne ist ans Schwert gelegt, die Rechte
hält die im Wind gebauchte Standarte.
Trotz aller ritterlichen Attribute aber ist
dieser Wolkenstein nicht mehr von jenem
ritterlichen Geist erfüllt wie sein Vor-
gänger, die gelöste Haltung und das
schwerwärts gestellte Bein drücken ein fair

bürgerliches Befolgen aus, das auch in
den weichen Gesichtszügen, dem „spre-
chenden“ Ausdruck im Augen und
Mund wiederkommt. Nach jünger über-
klingt dieser neue Geist der Renaissance
in der Gestalt der Barbara von Thun
auf (Abb. 4), deren liebliche, von pul-
sierendem Leben erfüllte Erscheinung eine
der wunderbarsten Frauengestalten der
Tiroler Plastik genannt werden darf.

Unwillkürlich drängt sich ein Vergleich
mit den beiden Frauengestalten am Gol-
denen Dachl auf, zu denen tatsächlich
deutliche Parallelen bestehen, besonders
in der Haltung der Arme und Hände.
Wie dort Maria von Burgund ihre
Unterarme auf die Balkenbrüstung legt,
von der der Teppich niederhängt, ebenso
hält auch Barbara ihre Arme mit den
gestreuten, schmalen, feingliedrigen Hän-
den, und statt des Teppichs ist es hier
das über die Unterarme geschlagene
Obergewand, das in reichen Falten nie-
derhängt. Diese Haltung, aber auch die
Bildung von Oberkörper und Kopf erin-
nern so stark an die Frauengestalten des
Goldenen Dachls, daß man in diesen,
wohl das unmittelbare Vorbild Chris-
toph Geigers erblicken darf, der ja
höchstwahrscheinlich selbst an der Aus-
schmückung dieses Bauwerks, wenn auch
nur in untergeordneter Stellung, tätig
war. Geiger sowohl als auch sein nun-
mehriger Auftraggeber, dessen Wappen
D. v. Luttenrott am Rücken eines der
Mosaikfenster entdeckt hat, kamen also
das Goldene Dachl gut und es war viel-
leicht der Wunsch des Wostensteiners,
seiner verstorbenen Gemahlin ein ähn-
liches Denkmal zu setzen wie sein Freund
und Gönner Maximilian seiner ersten
Frau Maria von Burgund.

(Fortsetzung folgt.)

Am 23. Jänner 1809 berichtet
Braum, daß alle Gemeindevorsteher des
Bezirktes Lieng ihre Stellen zurücklegen
wollen, weil sie von den Gemeindebevor-
zugten wegen ihres bisherigen Gebor-
sams gegen die bairische Regierung mit
Vorwürfen überhäuft werden. Ein Teil
der Bevölkerung veranstaltete Wallfahrten,
um für Österreich zu beten. Am März
1809 sollte Braam im Auftrage des
bairischen Kreisamtes von Lieng bis
Klagenfurt eine Spionage organisieren,
doch lehnte dies Braam ab. Als am
Sonntag, den 9. April 1809, FMLT.
Morquis Chasteler und der Leutnant
J. J. Freiherr von Hornmair mit dem
österreichischen Militär in Lieng einzog,
erkundigte sich Hornmair nach dem Ver-
halten der Lienger bair. Beamten. Die
Lienger Bürger und Bauern erklärten,
sie hätten nur den einen Wunsch, man
möge ihnen den modernen bairischen
Landrichter Braam belassen. Hornmair
nahm dem Braam den Eid auf den
österreichischen Kaiser ab und jagte:
„Ivor sind Sie ein Bayer, aber ich
habe mich von Ihrer rechtschaffenen
Denkensart überzeugt und wünsche, mich
auch von den übrigen Beamten so über-
zeugen zu können.“ Dieses Wort aus dem
Munde des österreichischen Kommandats
hatte aber für Braam unangenehme
Folgen. Ein bairischer Beamter, der die
Rebe Hornmairs anhörte, denunzierte
sogar den Braam bei der bairischen
Regierung in München als „zweibeu-
ligen“ Menschen.

Am 3. August 1809 zog der fran-
zösische General Johann Bapt. Rusca
in Lieng ein. Sofort begab sich Braam
zu ihm und bat ihn um Schonung der
Stadt, die der General nach einigem Bö-
gem zusagte. Wegen Verpflegungswen-
digkeiten verließ Rusca aber schon am
10. August 1809 die Stadt. In seinem
Gefolge nahm er den Lienger Gerichts-
assessor Kaspar von Ottenhal (geb.
1780 in Laifers, gest. 1855 in Inns-
bruck), der Landrichter Braam (und des-
sen Familie) mit, der den General bis
Gressenburg begleitete. Braam übergab
dem General 100 Doppeldukaten für die
Schonung der Stadt Lieng. Die näheren
Umstände dieses Geldgeschenkes erzählte
uns Anton Brugger in den „Öst.
Heimatblättern“ vom 24. Jänner 1955.
Am 7. November 1809 fanden wir
Braum in Müllsbirg bei Landskron,
wo er seinem Assessor Ottenhal ein
Zeugnis ausstellte. Braam blieb dann in
Müllsbirg, wo er auch gestorben sein
soll. Nach Mitteilung des bayerischen
Hauptstaatsarchivs, Abtl. Kreisarchiv, in
München, vom 31. März 1955, ist in
dem dort befindlichen Akte „Landgericht
Lieng, Nr. Inn. Nr. 2728“ keine Notiz
über die Personaldaten des Braam ent-
halten. Im Jahre 1810 wirkte bereits
Kaspar von Moller als Landrichter in
Lieng.

Der Lienger Landrichter Moriz Braam (1809)

Von Dr. Rudolf Granichsmaeden-Czerwa

Nach der Besitzergreifung Tirols
durch die Bayern am 1. Jänner 1806
wurden die österreichischen Richter
und Beamten größtenteils durch bay-
rische ersetzt. In Lieng amtierte seit 6. Jän-
ner 1807 der Alt-Bayer Moriz Braam,
der vom Landgerichte Passau nach Lieng
versetzt worden war. Er wurde um
1750 in Saigkofen bei Eggmühl (Bah-
ern) geboren und wird als „gar gesonnen-
ger Herr“ geschildert, der aber wegen
seines Gerechtigkeitssinnes und seines
Eifers für die Wohlfahrt des Volkes
große Achtung in der Bevölkerung ge-
noß. Der Historiker J. S. v. Hornmair
schreibt in seiner „Geschichte Andreas
Hofer's“, daß im großen Grenzgerichte
Lieng ein allgemein beliebter Landrichter
Braum amtierte, weshalb dort keine
Unzufriedenheit zu spüren war. Mehr
solcher Männer, wie dieser, und die In-
surrektion wäre schwerlich gelungen (!).

Am 19. Juni 1807 schreibt Braam an
den Kreisamtspräsidenten Johann Bapt. von
Hofstetten (1773—1836), daß er durch
Sollbeamte die Gegend betreten ließ, um
über militärische Bewegungen der öster-
reichischen Truppen informiert zu wer-
den. Am 10. September 1807 meldet
Braum dem Hofstetten, daß der Defak
Albert von Jäger (geb. 1746 Innichen,
gest. 1819 Bozen) anfangs, schlechte
Streiche zu spielen. Er sprengte das Ge-
rucht aus, daß er resignieren wolle, we-
gen Schikanen; er bekomme immer Be-
fehle, die er nicht ausführen könne, und
müsse daher fürchten, gefesselt nach
Innsbruck geführt zu werden; deshalb
wolle er lieber früher abtreten. Diese
Reden des Defaks hätten im Volke
großes Aufsehen erregt. Jäger gehöre
zur gefährlichsten Klasse der Oppo-
sition, die er „aus verkehrtem Herzen“
treibe.